



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erinnerungen aus Irland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Erinnerungen aus Irland.



In der letzten Zeit haben revolutionäre Bewegungen in Irland von neuem gezeigt, daß die Aufgabe, dem unglücklichen Lande dauernden innern Frieden und gesunde soziale Verhältnisse zu geben, noch nicht erheblich gefördert ist. Immer wieder erhebt die Landliga ihr Haupt, immer wieder kommt es zu blutigen Begegnungen zwischen ihren Anhängern und dem Polizeiheer, und immer wieder lähmt die Schreckensherrschaft einer empörten Volksmenge jede gedeihliche Entwicklung des der Ruhe so sehr bedürftigen Landes. In solch einer Zeit werden die Erfahrungen, die der Verfasser dieser Zeilen während eines beinahe sechsjährigen Aufenthaltes in Irland gesammelt hat, vielleicht für manchen von Interesse sein und zu einer genauern Kenntnis und richtigern Beurteilung des Landes führen. Überdies wird der Deutsche im allgemeinen irische Zustände unbefangener schildern können als der Engländer, der die Schuld seines Vaterlandes an dem Elende Irlands rundweg ableugnet, aber auch unbefangener, als der Amerikaner oder Franzose, der den Grund des Übels hauptsächlich im Anschluß an die englische Monarchie sucht.

Im Sommer 1874 hatte ich in England Verwandte besucht und nahm von York aus die mir angebotene Erzieherstelle in dem Hause eines im Nordwesten Irlands wohnenden Großgrundbesitzers englischer Nationalität an. Schon die Überfahrt von England nach der grünen Insel war denkwürdig. Hätte Falb damals schon die Leute mit seinen kritischen Tagen geschreckt, so hätte ich jedenfalls die Nacht vom 21. auf den 22. September nicht zur Überfahrt gewählt; freilich waren für mich, der ich mit Reisegeld nicht gerade überreich ausgestattet war, neben den „Flutfaktoren“ auch noch „Ebbefaktoren“ maßgebend. Als ich gegen elf Uhr nachts in Holyhead an Bord des nach Greenore bestimmten Dampfers ging, heulte der Sturm in einer solchen Weise, daß selbst der wetterfesten Schiffsmannschaft etwas unbehaglich zu Mute zu sein schien. Gegen zwölf Uhr nachts setzte sich das Schiff in Bewegung, und nun begann eine Fahrt, wie ich sie nie wieder erlebt habe, obgleich ich viele Seereisen gemacht und tagelang in dem berühmten Meerbusen von Biscaya unter den Unbilden der Witterung und einem bedenklichen Seegange zu leiden gehabt habe. Ich habe einmal sagen hören, während der ersten Stunde fürchte der

Seebrante sterben zu müssen, während der zweiten sei es ihm gleich, ob er sterben oder weiterleben werde, in der dritten aber fürchte er, nicht sterben zu können, so gern er auch möchte. Alle diese Stufen machte ich der Reihe nach durch; während der dritten, deren Zeitdauer leider nicht auf eine Stunde beschränkt war, schien es aber doch, als sollte meine Befürchtung, nicht sterben zu können, beseitigt werden; denn plötzlich hörte ich auf Deck ein Geschrei unter den Matrosen, das selbst das Heulen des Sturmes und das Achzen und Stöhnen der Schiffsbalken und der Passagiere übertönte. Draußen in der Hauptkajüte aber schrie der Steward jemand zu: „Eben ist ein Fischerboot mit sieben Mann vor unsern Augen gekentert. Keine Möglichkeit, zu helfen; sind ja selbst übel daran!“ Stunde auf Stunde verging, es war schon heller Tag, aber immer wütete der Sturm noch fort. Endlich, um halb zehn Uhr morgens, statt um sechs Uhr, landeten wir in Greenore, einem öden Stationsgebäude auf einem Vorgebirge in der Nähe von Dundalk, wo ich mehr tot als lebendig den Eisenbahnzug nach Londonderry bestieg.

Draußen goß es in Strömen, und es mochte wohl schon lange geregnet haben, denn überall standen Strecken sonst jedenfalls trocknen Landes unter Wasser. Ein trostloses Bild! Weite öde Moor- und Heideflächen, kaum ein Baum, nur hie und da etwas Acker- und Wiesenland und Lehmhütten, dergleichen ich in Deutschland auch in dem ärmsten Gebirgsdorfe nicht gesehen hatte, zerlumpfte, schmutzige Gestalten in der Thür; überall Wasserpfügen und überall Binsen: Binsen auf den Wiesen, Binsen auf den Kartoffelfeldern, Binsen in den Gärten, Binsen selbst auf den Strohdächern der Häuser; darüber ein bleigrauer Himmel, der unverfiegliche Regenmengen zu bergen schien. Kein Wunder, daß der Gedanke, in diesem Lande zu wohnen, zunächst nicht viel tröstliches für mich hatte; der erste Eindruck war wenigstens kein allzu verlockender.

Um halb ein Uhr hielt der Zug an der Station M., die dem Orte meiner Bestimmung am nächsten lag. Der Bahnhof bestand aus einem Wärterhäuschen und aus einem Holzschuppen, der das Empfangsgebäude vorstellen sollte. Auf meine Frage, ob ein Wagen vom Gute für mich da sei, sagte mir der Mann, der Stationsvorsteher, Billeteur und Packträger in einer Person zu sein schien, es sei allerdings einer dagewesen; da ich aber mit dem Halbfuhrzuge nicht gekommen sei, so habe der Kutscher angenommen, ich käme nun überhaupt nicht mehr, und sei wieder nach Hause gefahren. So ging ich denn in strömendem Regen nach dem nahen Flecken, während der Stationsvorsteher mir mein Gepäck auf einem Schubkarren nachfuhr. Dort im Orte wurde mir gesagt, es gehe am Nachmittag die Fahrpost nach dem Gute, da könne ich ja mitfahren. Ich kehrte also beim Posthalter ein und bestellte mir Kaffee, denn um Appetit nach einem ordentlichen warmen Mittagessen aufkommen zu lassen, sah mir das Loch zu schmutzig aus; dann trocknete ich mich, so gut es gehen wollte, an dem

qualmenden Torfffeuer. Endlich wurde mir gesagt, der Postwagen sei vor der Thür, ich könne einsteigen. Wie erstaunte ich aber, als ich draußen einen erbärmlichen zweirädrigen Karren fand, mit einem Klepper bespannt, der ein würdiges Seitenstück zu dem edeln Jemenser Spritzgaul abgegeben hätte, welcher allgemein unter dem Namen Ambitionsgaul bekannt war, weil der Verleiher immer behauptete, gegen Schläge sei das Tier unempfindlich, man könne es nur noch bei der Ambition packen! Ganz so weit war es aber mit dem Postgaul noch nicht gekommen, denn bei jeder Tracht Prügel machte dieses edle Roß sogar den Versuch eines Galopps, sodaß ich Mühe hatte, Koffer, Kutschachtel u. s. w., die neben mir auf dem Sitze lagen, festzuhalten.

Nach mancherlei Abenteuern, die mich auf interessante psychologische Vergleiche zwischen irischen Post- und deutschen Studentengäulen brachten, langten wir mit heiler Haut, freilich ohne einen trocknen Faden am Leibe, auf dem Gute an. Meine Leiden waren nun zu Ende; wie ein Kind des Hauses wurde ich aufgenommen, gehegt und gepflegt. Statt des halben Jahres, das ich zu verweilen gedachte, blieb ich beinahe sechs Jahre und habe das nie zu bereuen gehabt.

Man hört und liest so viel von der untergeordneten, oft geradezu unwürdigen Stellung, die deutsche Erzieher und Erzieherinnen in englischen Familien einnehmen; ich kann — und nicht aus meiner Erfahrung allein — nur das Gegenteil bezeugen. Aber das Leben in diesem Hause und meine Thätigkeit darin gehören selbstverständlich nicht in den Rahmen dieser Skizze; ich will ja nur versuchen, von Irland selbst ein flüchtiges Bild zu entwerfen.

Das abscheuliche Wetter, das mich begrüßte, dauerte noch lange fort, und ich lernte einsehen, daß der Ruhm der „grünen“ Insel doch recht teuer erkauft ist. Am Tage nach meiner Ankunft, also am 23. September, wurde Getreide eingefahren, aber nicht, weil es trocken war, sondern weil es in steter Gefahr schwebte, von dem bedeutend ausgetretenen Flusse fortgeschwemmt zu werden. Unter einem Schutzbache wurde es dann auf eigens zu diesem Zweck gebauten Gerüsten aufgeschichtet und nachträglich wenigstens teilweise getrocknet. Das waren aber nicht etwa Ausnahmestände. Kartoffelfelder, wie wir sie in Deutschland haben, giebt es dort kaum. Sie bestehen meist aus schmalen, hochaufgeworfenen Beeten, zwischen denen sich immer ein mindestens fußtiefer Graben befindet, der auf ebenem Boden bei nassem Wetter selbstverständlich meist voll Wasser steht. Auf einem solchen Beet stehen zwei Reihen Kartoffelpflanzen, und nur dem Umstande, daß diese Beete mit dem Grabscheite aufgeworfen und an den Seitenwänden festgeschlagen sind, ist es zuzuschreiben, daß in Irland überhaupt Kartoffeln gedeihen. Es giebt das ganze Jahr hindurch sehr wenige Tage, an denen es nicht regnet, daher auch das leuchtende Gelbgrün der Wiesen im Sommer und im Winter. Nur darf man nicht meinen, diese Farbe verleihe ihnen das Gras allein, nein, das ist nur zum kleinern Teile der Fall; es ist

das Moos, aus welchem nur spärliche Grashalme, dafür aber trotz des ausgedehntesten Drainagesystems viele Binsen emporragen. In dem feuchten Moorboden der irischen Fluren gedeihen aber infolge des milden Klimas die herrlichsten Lorber- und Rhododendronhaine. Man kann wohl sagen, daß diese beiden Sträucher das gewöhnlichste Unterholz der irischen Wälder bilden, und es ist ein herrlicher Anblick, im Mai oder Juni solch einen Rhododendronbusch von einem Umfange von vierzig bis fünfzig Fuß in üppigster Blüte zu sehen. Irland ist so reich an landschaftlichen Reizen; die herrlichen Seen in der gebirgigen Grafschaft Kerry, die großartigen Basaltfelsen der Nordküste können sich mit ihresgleichen in jedem Welttheile messen, aber die üppige Pflanzenwelt, die unvergleichlich schönen, bis an den Boden starkbeästeten Koniferen, die mächtigen Eichen und Sykomoren, die Lorber- und Rhododendronwälder und die ewig leuchtend grünen Wiesen bilden doch die Hauptschönheit Irlands.

Die Flora Irlands ist im allgemeinen arm, ebenso die Fauna, jedenfalls infolge der übermäßigen Feuchtigkeit des Bodens. Auffällig ist es, daß fast alle in Irland ursprünglich nicht heimischen Tiere sich nur sehr schwer eingewöhnen. Eine Ausnahme davon machen die Kaninchen, die in unglaublichen Mengen dort vorkommen. Bei der jetzigen Nothlage der Landwirtschaft haben manche Gutbesitzer es vorgezogen, aus ihrer Besitzung eine sogenannte Kaninchenfarm zu machen, die oft einen höhern Ertrag liefern soll, als es bei der verständigsten Bewirtschaftung möglich ist. Dagegen leiden fast alle andern in Irland eingeführten, auf Pflanzenkost angewiesenen Tiere an dem sogenannten liver-fluke, einer Leberkrankheit, deren Entstehung durch den fortwährenden Genuß nassen Futters erklärt wird. Doch ist diese Krankheit auch bei den Menschen sehr häufig. Jedenfalls stellt Irland eine ungewöhnlich große Anzahl der regelmäßigen Besucher von Karlsbad, und diese Anzahl würde wohl noch größer sein, wenn nicht ein hoher Prozentsatz der begüterten Bewohner des Landes sich den größern Teil des Jahres im Auslande aufhielte.

Der üble Ruf, in dem die Iren sowohl in England als in den Vereinigten Staaten stehen, ist ohne Zweifel zum Teil verdient. Der Irländer besitzt viele von den schlechten Eigenschaften des Franzosen und des Engländer, aber wenige von ihren guten. Er ist so leidenschaftlich wie der Franzose, so rücksichtslos und so selbstüchtig wie der Engländer, zeigt aber weder die Genügsamkeit des erstern, noch die Geradheit und Energie des letztern. In Amerika bleibt er meist bettelarm trotz des höchsten Geldverdienstes; seine Saumseligkeit und sein Geschick im Lügen sind in England geradezu sprichwörtlich geworden. Vor seinem englischen Nachbar, vor allem vor den zahlreich in Irland eingewanderten Schotten, zeichnet ihn eine gewinnende Freundlichkeit und ein höchst wirksamer Humor aus. Diese letztern Vorzüge bieten aber kein Gegengewicht für seine vielfachen Mängel.

Grenzboten II. 1888.

Was das Äußere anlangt, so sind die Iren im allgemeinen größer, aber schwächer gebaut als Engländer und Schotten. Das Haar ist meist dunkel, bisweilen rot, sehr selten blond. Der vielbewunderte für die Irennen meist charakteristische Typus ist eine etwas gelbliche Hautfarbe, rabenschwarzes Haar und feurige, dunkelblaue Augen. So hat man sich die Kathleens von Thomas Moore und andern irischen Nationaldichtern vorzustellen. Schade ist es, daß solche Schönheit meist durch einen schmutzigen großen Schawl entstellt wird, den Frauen und Mädchen der ärmern Klasse beim Ausgehen fast stets tragen und der mit Ausnahme des Gesichtes und der bloßen Füße die ganze Person einhüllt.

Rasche Auffassung und große Schlagfertigkeit zeichnen den Iren entschieden vor dem Engländer aus. Seine Einfälle sind, wenn auch noch so verdreht, doch oft geradezu genial. Die Bilder, die uns Swift von seinen Landsleuten entwirft, sind mitten aus dem Leben gegriffen. Freilich ist solche Genialität oft mit entsetzlicher Rohheit gepaart. Der Vater meiner Zöglinge fragte einst einen seiner Pächter, wie es komme, daß die Ziege, die er eben melkte, nur drei Beine habe. „Ja, sagte der Farmer, anbinden mochte ich das arme Vieh nicht, da hätte es sich zu sehr gequält, mitlaufen kann ich auch nicht immer; da habe ich ihr das eine Bein abgehakt, damit sie nicht so rasch laufen kann und immer hübsch in der Nähe bleibt.“

Ich erwähnte schon die erbärmlichen Hütten und deren zerlumpte Bewohner. Aber man muß in diesen Hütten gewesen sein, den Schmutz, die Unordnung und das bunte Durcheinander von Kindern, Hühnern und Schweinen gesehen haben, um sich einen wirklichen Begriff davon zu machen. Es giebt ja Ausnahmen, besonders im Norden Irlands, wo das Beispiel der eingewanderten Schotten entschieden günstig gewirkt hat, aber im großen und ganzen ist eine irische Hütte, ein Irish cabin, wie man sie zum Unterschiede von den englischen cottages nennt, das abschreckendste Bild einer menschlichen Wohnung, das ich gesehen habe, schlimmer als die erbärmlichste russische oder polnische Bauernwohnung.

Im Hinblick auf diese Eigentümlichkeiten der Iren zweifelt man auch sehr an der Wirkungsfähigkeit der neuern Landbills, welche ihnen den Erwerb von Bauerngütern erleichtern, und sieht in eine düstere Zukunft. Schon die innere Spaltung des Volkes verhindert oder schwächt wenigstens jede energische Bethätigung seines Willens. In dem ewigen Zwiste der beiden religiösen und politischen Parteien, der Drangisten und der Ribbonmen oder Bändermänner, liegt wohl ein Hauptgrund der nationalen Schwäche. Die protestantische, meist unionistische Partei, die Partei also, die treu zur englischen Krone und zum evangelischen Glauben hält, steht auf stetem Kriegsfuße mit der vorwiegend aus Katholiken gebildeten Homerulepartei, derjenigen, die sich nur ungern unter das Szepter eines protestantischen Herrscherhauses beugt, die aber jedenfalls

ein eignes irisches Parlament, eine eigne Regierung beansprucht. Beide Parteien bilden je einen mächtigen Bund; im Norden überwiegen die Orangisten, in den andern Theilen die Ribbonnen. Mir war es vergönnt, einen Einblick in die Thätigkeit des erstern Bundes zu thun; als Protestant würde ich auch geradezu genötigt gewesen sein, an den öffentlichen Versammlungen desselben teilzunehmen.

Am 12. Juli findet das große Jahresfest der Orangisten statt. Ich erinnere mich besonders lebhaft des ersten, dem ich beizuohnte. Aus der ganzen Grafschaft strömten die Orangisten zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße, von Frauen und Kindern begleitet, zum Versammlungsort, einem weithin das Land überschauenden grünen Hügel. Die einzelnen Logen — die Bundesmitglieder schließen sich wie bei den Freimaurern in jedem Bezirke zu einer Loge zusammen — zogen mit Fahnen und unter dem Klange riesiger Trommeln herbei. Die Fahnen, die Schärpen, die Kopftücher und Schürzen der Frauen, die Satteldecken der Pferde, die Blumen, die die Männer im Knopfloche und die Kinder in den Händen trugen — meist unsre sogenannte Studentenblume — alles war zum Andenken an Wilhelm den Dritten von Oranien orangefarben. Oben auf dem Hügel war eine Tribüne errichtet, die mit den Fahnen der einzelnen Logen geschmückt und von den Logenvorständen und protestantischen Geistlichen besetzt war. Einer der Letztern eröffnete die Orangistenversammlung durch ein kurzes Gebet. Dann hieß er seine Bundesbrüder willkommen und alle, die von nah und fern herbeigeeilt seien, um den großen Tag würdig zu feiern. Hoffsentlich, fuhr er fort, sei kein Feind ihrer Partei unter den Versammelten, keiner, der an seinem Vaterlande und an seinem Glauben zum Verräther geworden sei. „Und wenn einer da ist, so lasse er sich jetzt warnen!“ rief er, und mit diesen Worten sprang er auf die grüne Fahne des katholischen Irlands zu, die mitten unter den orangefarbenen Schwestern wehte, hielt sie hoch empor und schrie mit weithin gellender Stimme in die vieltausendzählige Versammlung hinein: „Was sollen wir mit diesem Feszen der Rebellen machen?“ Ein unbeschreibliches Hohn- und Wutgeschrei erhob sich, und plötzlich flog die grüne Fahne Erins in hohem Bogen mitten in die Menge hinein, von der sie sofort in tausend Stücke zerrissen und zertreten wurde. Noch nie hatte ich das Bild eines Priesterfanatikers gesehen, hier sah ich ihn in der Person dieses protestantischen Geistlichen. In begeisterter Rede erinnerte er dann seine Mitbrüder an die Bedeutung des Tages, an die unzähligen Greuelthaten der feindlichen Partei, sagte ihnen, Krieg sei nach wie vor zwischen ihnen, ein Krieg auf Leben und Tod, und schloß mit dem Spruche der Orangisten: „Jungens, vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ Auch in den übrigen Reden wurde unter unendlichem Jubel der Anwesenden dieser Krieg gepredigt.

Nicht gerade sehr befriedigt kehrte ich heim. Wie erstaunt war ich aber, als ich am nächsten Tage in einer Dubliner Abendzeitung einen Bericht über dieses Meeting las, worin der Schreiber die Mäßigung der Versammlung pries,

die sich damit begnügt hatte, einigen mißliebigen Personen die Fenster einzuwerfen und ein paar Bäume zu zertreten, während solche Feste anderswo selten ohne Blutvergießen ablaufen. Gegen Ende des betreffenden Aufsatzes las ich: „Der Erzieher der Söhne unsers Logenmeisters, Sir M. M., ein Deutscher namens W., hat unserm Meeting beigewohnt und kann seiner großen protestantischen Nation daheim sagen, daß Irland siegreich aus dem Kampfe gegen den Katholizismus hervorgehen wird.“ Ich entledge mich hiermit des mir gewordenen Auftrages, da ich schwerlich eine bessere Gelegenheit dazu finden werde.

Der Leser wolle nicht annehmen, daß ich mit jenem Fanatiker im Talar die ganze irische protestantische Geistlichkeit zeichnen will. Ich habe unter ihnen eine große Anzahl wahrhaft duldsamer, über dem wüsten Parteitreiben erhabener, echt christlicher, fein gebildeter Männer kennen lernen, die das herausfordernde Auftreten ihrer Genossen vom Drangistenbunde aufs entschiedenste verurteilten. Populär freilich waren diese Geistlichen nicht.

Der unselige Klassenhaß, der sich im letzten Jahrzehnt so sehr verschärft hat, ist ohne Zweifel zum größten Teile die verhängnisvolle Wirkung der Unterdrückung Irlands durch seinen mächtigen Nachbar, eine Unterdrückung, die nur umso rücksichtsloser und unbarmherziger war, je öfter und je leidenschaftlicher sich die Wut des irischen Volkes an seinen Zwingherren zu rächen suchte. Die Spuren jenes alten Kampfes sind noch nicht verwischt. Allenthalben findet man Ruinen von Abteien und Edelsitzen, ja von ganzen Ortschaften, die unter Cromwell, Wilhelm dem Dritten oder noch später zerstört worden sind, findet Kreuze und Denksteine, die die Stätte bezeichnen, wo einst hunderte von Protestanten von ihren katholischen Landsleuten überfallen und getötet worden sind. Und auch jetzt noch wird dieser Klassen- und Glaubenshaß mit allem Eifer in der rechten Glut erhalten. Wie das durch Drangisten geschieht, habe ich schon erwähnt, aber mehr noch leistet die niedere katholische Geistlichkeit in dieser Beziehung. Mit Hohn werden die zur Verträglichkeit und zur Achtung vor der bestehenden Ordnung mahnenden Hirtenbriefe ihrer geistlichen Vorgesetzten von diesen fanatischen Priestern behandelt. „Mag doch der heilige Vater, mögen doch die irischen Bischöfe sich um die Kirche kümmern und nicht auch noch in unsre Politik, in unsre sozialen Bestrebungen hineinreden wollen! Wenn sie es trotzdem thun, nun so thun sie es auf die Gefahr hin, den letzten Rest ihres Ansehens zu verlieren.“ Solche Äußerungen konnte man zur Blütezeit der Landliga in vielen irischen Zeitungen von Geistlichen unterzeichnet finden; und wie viele katholische Priester sind auf der Rednertribüne verhaftet worden, weil sie offen predigten: „Verweigert euern Grundbesitzern, den englischen Blutsaugern, die Pachtzahlung, nötigenfalls auch mit Gewalt, boycottet sie und alle, die sich von euerm Schweiß nähren wollen!“ In den letzten beiden Jahren scheint es insofern etwas besser geworden zu sein, als die katholische Geistlichkeit nicht mehr so offen am Kampfe teilgenommen, häufig sogar blutige Zusammen-

stöße verhindert hat, aber die Sekreden der frühern Zeit waren auf einen fruchtbaren Boden gefallen, und die zarten Winke waren nur zu gut verstanden und befolgt worden. Was war natürlicher, als daß man den Exekutoren sich gewaltsam widersetzte, die Agenten und Pachteintreiber auch gelegentlich niederschloß? Was war natürlicher, als daß ganze Scharen verummter Tenier bei Nacht in die Häuser eindrangen und unbarmherzig die niedermachten, die sich erdreisteten, ihr Leben in Irland als etwas andres als ein bloßes Gnadengeschenk der Landliga anzusehen, die sich vielleicht sogar vermessen hatten, zu glauben, sie könnten trotz der Beschlüsse derselben ihre Pachtzahlungen leisten, Äcker und Vieh kaufen und ein friedliches Leben führen? Ein wohlhabender Farmer der Grafschaft Wexford hatte sich bei seinen, der Landliga angehörigen Mitpächtern dadurch mißliebig gemacht, daß er ein Stück Land gepachtet hatte, von dem der frühere Inhaber ausgetrieben worden war. Plötzlich erscheint in der Nacht eine Anzahl verkleideter Männer mit rußgeschwärzten Gesichtern auf dem Hofe und begehrt Einlaß in des Pächters Haus. Dieser öffnet selbst die Thür, bleibt aber sofort mit zertrümmertem Schädel an der Schwelle liegen. Nun wird die Frau aus der Schlafkammer in den Flur geschleppt, wo sie auf den Knieen geloben muß, keinen aus der Mörderbande anzuzeigen und den verhängnisvollen Pachtvertrag rückgängig zu machen. Sie hat ihren Schwur gehalten, denn sie konnte sicher sein, daß, wenn sie ihn bräche, sie nicht nur ihr eignes, sondern auch ihrer Kinder Leben preisgäbe. Und so ist es in hunderten von Fällen gewesen; Entlastungszeugen waren immer duzendweise bei jeder Untersuchung eines Agrarverbrechens zu haben, aber kaum je einer, der die Schuldigen zu bezeichnen den Mut hatte.

Wenn auch die letzten Jahre weniger reich an Agrarverbrechen gewesen sind, so ist es doch nur eine sehr trügerische Ruhe, und in kurzem kann die alte Schreckensherrschaft von neuem aufleben.

Daß es in einem Lande, wo die Auflehnung gegen die Staatsgewalt und ein blutiger Krieg zwischen den verschiedenen Klassen, Nationalitäten und Glaubensbekenntnissen zu chronischen Übeln geworden sind, zu einer gedeihlichen wirtschaftlichen und sittlichen Entwicklung des Volkslebens nicht kommen kann, liegt auf der Hand. Zudem sind die Schulverhältnisse durchaus ungünstig. Auf den größern Gütern befinden sich zwar fast stets vom Besitzer gestiftete und erhaltene Elementarschulen, auf denen gewiß etwas Ordentliches geleistet werden würde, wenn die Bauern und Tagelöhner sich entschließen könnten, ihre Kinder regelmäßig hinzuschicken. Das scheint aber unerreichbar. Ein Teil der Eltern läßt die Kinder überhaupt die Schule nicht besuchen aus Haß gegen den Grundbesitzer oder aus sonstigen Gründen, andre behalten ihre Kinder bei jeder Gelegenheit zu Hause, um an ihnen eine Stütze ihrer Trägheit zu haben. Und so wachsen denn Tausende von Kindern heran, ohne irgend welche Zucht und ohne andre Geistesnahrung, als die gewissenlosen, auführerischen Reden der Agi-

tatoren, die natürlich fruchtbaren Boden für ihren verhängnisvollen Samen finden. Und was ließe sich mit diesen Kindern anfangen! Wie könnte die rasche Auffassungsgabe, der geniale Zug, den ich schon als ein charakteristisches Merkmal der Iren angeführt habe, in die rechten Bahnen geleitet und gewissenhaft verwertet, dazu beitragen, dem unglücklichen Volke bessere soziale Verhältnisse und einen Ehrenplatz unter den gebildeten Nationen Europas zu sichern!

Daß dieses Volk zu großen Leistungen fähig ist, beweisen uns seine großen Männer. Die alte Sprache Irlands ist zwar fast verklungen, aber mit ihr ist sein geistiges Leben noch nicht erloschen. Es hat eine große Anzahl von Männern hervorbracht, die sich einen unvergänglichen Namen gemacht haben, deren Schriften sich den besten Schriften der Engländer würdig an die Seite stellen. Männer wie Henry Grattan und Daniel O'Connell haben mit der ihrer Nation eignen wunderbar gewaltigen und packenden Redekunst für die Rechte Irlands gestritten. Jonathan Swifts Name ist selbst unsrer Jugend durch Gullivers Reisen zu den Piliputtern bekannt; aber er war auch einer der bedeutendsten Kanzelredner am Anfang des vorigen Jahrhunderts. Und wer kennt nicht Oliver Goldsmith, den Verfasser des Landpredigers von Wakefield? Auch Sheridans „Rivalen“ und seine „Lästerschule“ werden noch jetzt mit großem Vergnügen gelesen und aufgeführt; das harte Urteil neuerer englischer Schriftsteller hat diese Lustspiele aus der Gunst des Publikums nicht verdrängen können. Der größte aber unter den Schriftstellern Irlands ist unstreitig Thomas Moore. Seine Volkslieder, die unter dem Titel „Frische Melodien“ und „Nationallieder“ erschienen sind, seine Dichtung „Lalla Rookh“, besonders der zweite Teil derselben: „Das Paradies und die Peri“ sind ja Gemeingut der gebildeten Welt geworden. Warme Empfindung ist bei Moore mit einer wunderbaren Formvollendung gepaart, und das tiefe Weh, das aus den meisten seiner Werke spricht, der nagende Schmerz um das Elend und die Knechtschaft seines Vaterlandes, sie ergreifen uns mehr als die Siegeslieder seiner englischen Zeitgenossen:

Denn teurer ist uns der Kerker, das Grab,
Die ein Vaterlandskämpfer gefunden,
Als der Lorberkranz um den Siegerstab,
Um die Trümmer der Freiheit gewunden.

(Moore's Nationallieder.)

Und dieser Schmerz ist berechtigt, denn es giebt kaum etwas Tragischeres als den Tod einer Nation. Aber es giebt auch nichts Sicherers als den Untergang eines Volkes, das keine über das Parteigezänk erhabene nationale Idee mehr kennt, das auf dem blutbefleckten Wege der Gesetzlosigkeit zur Selbstherrschaft gelangen will.

Möge die Zukunft die düstern Bilder verwischen, die der Blick auf das heutige Irland entstehen läßt, möge auf den Trümmern des alten sich ein neues einiges, friedliches Erin erheben!